

Joachim Ballweg, Alan Kirkness

XII. INTERNATIONALER LINGUISTENKONGRESS, WIEN 29. 8.—2. 9. 1977

Bei und erst recht nach dem Besuch einer Mammutveranstaltung wie des XII. Internationalen Linguisten-Kongresses fragt man sich: cui bono? Die Kontaktmöglichkeiten, die sie bietet, sind natürlich kaum zu überschätzen, zumal Linguisten aus aller Herren Länder teilnehmen. Es finden (für den einen oder anderen oder für mehrere) wichtige Begegnungen statt; es werden scheinbar am Rande Gespräche geführt, die für manche Teilnehmer den eigentlichen Sinn und Zweck der Tagung ausmachen. Ein solcher Kongreß müßte aber auch Aufschluß über den gegenwärtigen Stand der linguistischen Forschung geben, die „current trends“ in der Linguistik sichtbar werden lassen. Damit wird das wissenschaftliche Programm angesprochen. Und gerade da wird es problematisch. Die Linguistik ist in den letz-

ten Jahrzehnten zu einer breitgefächerten Disziplin geworden, deren Teilbereiche manchmal sehr weit auseinander liegen und deren Grenzgebiete viele andere Wissensgebiete (in-)direkt tangieren. Sie ist kaum noch überschaubar, geschweige denn auf *e i n e m* Kongreß, und sei er auch noch so groß und straff organisiert, unterzubringen.

Es wird zunächst für den Organisator problematisch. Welche Themen(-bereiche) wählt er aus der Liste der möglichen Themen aus? Welche Schwerpunkte setzt er, d. h. was wird im Plenum behandelt und was bleibt den Arbeitsgruppen vorbehalten? Wir wird er Herr der großen Zahl von Anmeldungen zu Sektionsvorträgen und wie teilt er die Vorträge auf die Sektionen so ein, daß Sektionswechsel möglich und sinnvoll ist? Welche Raumkapazität steht ihm zur Verfügung? Die Reihe der Fragen ließe sich leicht fortsetzen. Angesichts dieser Probleme, die unmöglich zur Befriedigung aller gelöst werden können, tut der Kritiker gut daran, sich Zurückhaltung aufzuerlegen. Dennoch erscheint uns in einigen Punkten Kritik an der Gestaltung des wissenschaftlichen Programms angebracht. Das gilt weniger für die Qualität des Angebots, obwohl man sich manchmal des Eindrucks nicht ganz erwehren konnte, daß sich die Leserkomitees bei ihren Entscheidungen über Sektionsvorträge nicht immer nur von linguistischen Kriterien hatten leiten lassen, als vielmehr für dessen Quantität. Unserer Meinung nach war das Programm insgesamt viel zu voll, als daß es in der vorgesehenen Zeit auch nur annähernd adäquat hätte bewältigt werden können, insbesondere in den Sektionen. Die Uhr und die Klingel spielten infolgedessen zu oft eine zu große Rolle, was sicherlich auch häufig auf die Redseligkeit der Referenten zurückgeführt werden muß. Und dagegen ist auch die geschickteste Organisation nicht gefeit.

Das Programm wird zweitens für den Teilnehmer problematisch, besonders wenn er später über den Kongreß berichten soll. Er kann nicht über seine Begegnungen und Gespräche am Rande berichten, denn sie interessieren wohl nur ihn, sondern muß sich in erster Linie mit dem wissenschaftlichen Programm befassen. Er kann aber auch nicht immer überall sein noch kann er sich anmaßen, auf allen Gebieten gleich kompetent zu sein und ein gerechtes Urteil bilden zu können. Er muß deshalb als Teilnehmer und Berichterstatter auswählen und Schwerpunkte setzen, wohl wissend, daß andere anders gewählt hätten und daß sein Bericht unvollständig sein muß. Wir haben uns entschlossen, zwei Schwerpunkte zu setzen. Der eine sind die (alle) Plenarsitzungen: J. B. berichtet über 'Grundprobleme der Semantik', 'Logisch fundierte Syntax versus autonome generative Syntax' und 'Wortbildung'; A. K. über 'Sprache und Gesellschaft', 'Diachronie: Rekonstruktion' und 'Geschichte der Sprachwissenschaft: Ziele und Methoden'. Der zweite sind die Arbeitsgruppen: J. B. berichtet über 'Probleme der Kasus- und Valenzgrammatik'; A. K. über 'Lexikographie'. Das Programm wurde mit Sektionsbesuchen und einem gelegentlichen Abstecher in den Referenzsaal aufgefüllt. Darüber wird nur kurz berichtet. Die beiden Rundtischsektionen, 'Linguistik als empirische Wissenschaft' und 'Sprache und Musik', können hier nicht berücksichtigt werden.

Plenarsitzungen

Plenum 1: 'Grundprobleme der Semantik'

Der Hauptvortrag dieser ersten Plenarsitzung wurde von J. Lyons (Brighton) gehalten. Die Grundprobleme dieser Disziplin sind, so Lyons, trotz aller Anstrengungen der letzten Jahre, nach wie vor dieselben. Die fundamentalste Frage sei: „Was ist Bedeutung?“. Die Frage so

zu stellen bedeutet aber, von Anfang an die Voraussetzung zu machen, daß es so etwas wie 'Bedeutung' gibt. Da es verschiedene Arten von 'Bedeutung' gibt — z. B. deskriptive, gesellschaftliche und expressive (vgl. u. a. Jakobson, Bühler) und da keine davon als grundlegend für die anderen gelten kann, sei es am gescheitesten, 'Bedeutung' als vortheoretischen Ausdruck beizubehalten, demgegenüber Termini wie z. B. 'Sinn', 'Referenz', 'Denotation' einzuführen, um über Teile des Phänomens zu sprechen, das vortheoretisch 'deskriptive Bedeutung' heißen soll.

Nach dieser Festlegung folgte eine Tour d'horizon mit folgenden Stationen.

1. Der gegenwärtige Stand der lexikalischen Semantik

Die Versuche, in generativen Ansätzen Syntax und Semantik zu integrieren, hatten eine Ablösung der langen Vorherrschaft der Wortsemantik durch die Satzsemantik gebracht, so weitgehend, daß jetzt die Erkenntnisse und Thesen der Wortsemantik wieder stärker in den Vordergrund treten sollten. Vor allem zwei Thesen seien fraglich: daß die Wortbedeutung so strukturiert sei wie die Satzbedeutung und daß es ein sinnvolles Ziel des Linguisten sei, die Menge der semantisch wohlgeformten Sätze einer jeweiligen natürlichen Sprache zu charakterisieren.

2. Strukturelle Semantik und Komponentenanalyse

Aus wissenschaftshistorischen Gründen bietet sich an, die beiden zusammen abzuhandeln. Das strukturalistische Vorgehen in der Semantik ist nicht mehr so modern, wie es noch vor einiger Zeit war. Vor allem die 'Überbetonung' der Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachen und die Vernachlässigung der Ähnlichkeiten sind mit Recht kritisiert worden. Dennoch könnten die strukturalistischen Vorgehensweisen in der Semantik mit Gewinn weiter angewandt werden, nicht jedoch im Rahmen von Komponentenanalysen, die einem übereinfachen, seichten Universalismus Vorschub leisten.

3. Semantik und Pragmatik

Diese Unterscheidung, die sich über die logischen Semantiker bis zu Peirce und Morris zurückverfolgen läßt, ist in der gegenwärtigen Linguistik weitgehend akzeptiert. Die wohl beste Art, diese Unterscheidung vorzunehmen, liege in der Trennung von Äußerungen (minimalen Texten) einerseits und Sätzen andererseits.

Eine solche Trennung mache es jedoch unmöglich, die Bedeutung von Sätzen auf das einzuschränken, was analysierbar sei im Rahmen einer Semantik, die auf Wahrheitsbedingungen aufbaut. Einerseits bestünde in solchen Ansätzen die Gefahr, die „unauflöschliche Subjektivität“ in der semasiosyntaktischen Struktur natürlicher Sprachen zu propositionalisieren (insbesondere wurde auf die Gebiete Deixis und Modalität verwiesen), andererseits ist die Identität der Wahrheitsbedingungen zweier Sätze keine hinreichende Bedingung für Synonymie, und schließlich hätten nicht alle Sätze Wahrheitsbedingungen.

Nach dieser Tour d'horizon schlug Lyons eine dreifache Analyse von Äußerungen in einer performativen, modalen und propositionalen Komponente vor.

Wie bei der Auswahl der Opponenten (R. Bartsch (Amsterdam) und E. Vasiliu (Bukarest)) nicht anders zu erwarten, konzentrierte sich die Diskussion auf Lyons' Ausführungen zur wahrheitsfunktionalen Semantik (3.).

Anhand einer Unterscheidung von Wahrheits- und Gebrauchsbedingungen kritisierte Bartsch

die Lyons-Unterscheidung von Semantik und Pragmatik. Außerdem zeigte sie, daß ein semantischer Ansatz, der auf Wahrheitsbedingungen basiert, so generalisiert werden kann, daß auch Sätze ohne Wahrheitsbedingungen behandelbar sind. Lyons' Zweifel an dem Sinn des Ziels, alle semantisch wohlgeformten Sätze einer Sprache zu charakterisieren, wurden geteilt: Aufgabe des Linguisten sei es zunächst, die Syntax natürlicher Sprachen zu beschreiben in Relation zu den grammatischen Funktionen, die syntaktisch realisiert werden, und ein Lexikon für praktische Zwecke zu erstellen. In der theoretischen Linguistik sei eines der wesentlichsten Ziele, die Relation zwischen Form und 'Bedeutung' zu explizieren. Bartsch führte dann aus, daß formale Grammatiken mit modelltheoretischer Semantik einen entscheidenden Beitrag hierzu leisten.

Vasiliiu konzentrierte sich noch stärker als Bartsch auf 3. Zum Verhältnis von Wort- und Satzsemantik führte er aus, beide könnten nicht unabhängig voneinander betrieben werden, da die Wortbedeutungen so beschrieben werden müssen, daß diese Beschreibung den rekursiven Aufbau von Satzbedeutungen aus den Bedeutungen der Teile ermöglicht.

Den von Lyons postulierten Konflikt zwischen "unauslöschlicher Subjektivität" der Sprache und wahrheitsfunktionaler Semantik bestritt Vasiliiu entschieden. Was die Deixis anbetrifft, kann man Wahrheitsbedingungen von den Belegungen indexikalischer Ausdrücke abhängig machen, und subjektive „propositional attitudes“ ließen sich ebenfalls behandeln (vgl. u. a. Hintikka). Schließlich stellte Vasiliiu seine Überlegungen zur analytischen Falschheit von Sätzen im Zusammenhang mit dem Problem der Charakterisierung der Menge der semantisch wohlgeformten Sätze zur Diskussion.

Angenehm berührte bei dieser ersten Plenarsitzung, daß es zu einem echten Meinungsaustausch zwischen dem Referenten und den beiden Opponenten kam, da sich beide stark auf die Thesen von Lyons bezogen und sich damit an das von den Organisatoren vorgegebene Konzept hielten. Inhaltlich scheint mir kritisch anzumerken zu sein, daß bereits im Eröffnungsvortrag die Unterscheidung 'Wahrheitsbedingung' – 'Wahrheitswert' vernachlässigt wurde. Da auch die Opponenten diese Redeweise von Lyons übernahmen, kam es zu einiger Verwirrung.

Plenum 2: 'Sprache und Gesellschaft'

Der Referent A. V. Cicourel (Kalifornien) „Cognitive, cultural and linguistic aspects of language use“ setzte sich mit der Frage nach den Beziehungen zwischen Sprache und Gesellschaft, zwischen (Mikro-)Linguistik und (Makro- oder) Soziolinguistik auseinander. Er vertrat die These, daß die drei Faktoren Sprache, Kognition und soziokulturelle Organisation unabdingbare und sich gegenseitig bedingende Bestandteile der zwischenmenschlichen Kommunikation sind. Der Referent problematisierte einerseits den linguistischen Stellenwert von (logisch fundierter oder autonomer generativer) Syntax und formaler Semantik, die trotz der von generativen Semantikern und Sprechakttheoretikern ausgeklügelten Hypothesen allzu häufig in einem kommunikativ-interaktionistischen, historio- und soziokulturellen Vakuum erörtert werden sowie andererseits die (wenig aufschlußreiche) Rolle der syntaktischen Theorie(n) im Studium von Sprache in sozialem Kontext, das vielmehr dialektale Variation, Stilistik, Codezugehörigkeit und -wechsel, Thema-Rhema-Fragen, Anredekonventionen, Regeln zum Sprecherwechsel u. a. m. untersucht. Die theoretischen Linguisten setzen sich zum Ziel, modellartig die Kompetenz eines idealen Sprecher/Hörers

in einer homogenen Sprachgemeinschaft zu beschreiben, und stützen sich dabei auf die eigene Kompetenz oder die einiger weniger Informanten. Den Soziolinguisten geht es um funktional und sozial differenzierte, situationsbezogene Varianten im Sprachgebrauch von Individuen oder Gruppen, wobei die Forschungsansätze sehr verschieden sind, z. B. Untersuchungen über Codewechsel in einer interaktionistischen Situation, über die Sozialisation von Kindern oder über Partnerwahl und -ablösung in Gesprächs- und Dialoganalysen. Bei jenen steht der virtuelle Bereich (Sprachkompetenz, -system), bei diesen der realisierte Bereich (Sprachverwendung, -verkehr) im Vordergrund. Die Erforschung von Sprache und/in der Gesellschaft muß nach Cicourel beides zugleich und gleichermaßen berücksichtigen. Dabei kommt der Kognition als dem integrierenden Faktor, der einen Zusammenhang zwischen der Sprache und der Gesellschaft in der konkreten „face-to-face“ Kommunikationssituation herstellt, eine zentrale Bedeutung zu. Im letzten Teil seines Referats illustrierte Cicourel seine allgemeinen Ausführungen anhand von zwei in Spanien, Südamerika und Kalifornien durchgeführten Studien über konkrete Kommunikationssituationen, die Mutter-Kind-Interaktion zu Hause und die Arzt-Patient-Interaktion bei der Diagnose.

Der erste Opponent A. Neubert (Leipzig) unterstützte in seiner Standortbestimmung der Soziolinguistik die These, daß kognitive, kulturelle und soziale Aspekte zum Sprachgebrauch gehören und daß der mikrolinguistische Ansatz systemimmanenter Sprachbetrachtung durch die soziolinguistische Dimension dia- und synchroner Sprachbeschreibung überwunden werden muß. Menschen reden nicht nur, sie reden miteinander. Daher muß untersucht werden, inwieweit sprachliche Daten den sozialen Kontext des Sprachgebrauchs widerspiegeln, inwieweit Sprachverwendung und -verkehr durch historisch veränderliche, soziale Sanktionen und Normen bedingt sind. Jede Sprache ist in jedem Stadium ihrer Entwicklung sozial markiert, vor allem durch Änderung und Variabilität. Unter diesen beiden Begriffen subsumiert, läßt sich jedes sprachliche Phänomen beschreiben, nur nicht der ideale Sprecher/Hörer, den es nicht gibt. Nach einer Diskussion zweier Problemkomplexe, Sprachwandel in soziolinguistischer Sicht und Kovarianz zwischen Sprache und Gesellschaft, forderte Neubert ein soziolinguistisches Differential, in dem ein soziales Normgefüge und die Dialektik von Wissen und Handeln zum Ausdruck kommt und das das Zusammenspiel von Dialekt, Soziolekt und Stil untersucht. Kurzum: Die Soziolinguistik muß die Frage beantworten, wer spricht zu wem, in welcher Sprachvariante, wann, wo, worüber, warum und wozu, und mit welchen (sozialen) Folgen?

Auch der zweite Opponent R. R. Mehrotra (Banaras) begrüßte Cicourels makrolinguistische kommunikative Trias Sprache (Syntax) – Kognition – Kultur. Die Relation zwischen Sprache und Gesellschaft ist funktional und existentiell; der „homo socialis“ muß als Akteur und Reaktor in seiner Interaktion, im Gespräch und im Dialog, studiert werden, denn die jeweilige Kommunikationssituation bedingt sein sprachliches Handeln einschließlich der syntaktischen Strukturen, die er wählt. Das wies Mehrotra an einer empirischen Untersuchung über eine indische Handelssprache nach, wie sie in zeitlich begrenzten, durch Feilschen gekennzeichneten Situationen verwendet wird. Er schrieb ebenfalls einem weit gefaßten Begriff der Kognition (mehr als nur sinnliche Wahrnehmung) zentrale Bedeutung zu, vor allem im semantischen Bereich. In gewissen Situationen, wie dem Feilschen, einem Liebesverhältnis oder beim traditionellen Gemeinschaftssessen, kann in Indien *nein* nicht als Verneinung, sondern als höfliche Bejahung verstanden werden. Mit Hilfe von Cicourels Modell lassen sich nach Mehrotra solche kontextabhängigen oder situativ determinierten

Bedeutungen gut erfassen. Zum Schluß wies er darauf hin, daß schon die alten indischen Sprachwissenschaftler (Bhartrihari) den veränderlichen historischen, soziokulturellen und auch metaphysischen Kontext von Sprache und Sprechhandlungen hervorgehoben hatten.

Der dritte Opponent P. Trudgill (Reading) setzte sich mit der These auseinander, daß die Antwort auf die Frage, bis zu welchem Punkt Linguisten sich als Linguisten für Sprache und Gesellschaft interessieren sollten, vielleicht einer Klärung des vagen Begriffs Soziolinguistik gleichkommen könnte. Erging dabei von der jeweiligen Zielsetzung der Forschung aus, ob linguistisch, teils linguistisch – teils soziologisch, oder soziologisch. Das Studium von Sprache in sozialem Kontext (à la Labov) rechnete er zur (Sozio-)Linguistik: Es ist eindeutig linguistisch ausgerichtet, denn es stellt das Phänomen Sprache und die Bedeutung des soziokulturellen Kontextes von Sprache für eine adäquate linguistische Theorie in den Mittelpunkt des Interesses. Auch die Sprachsoziologie (à la Fishman) gehört zur (Sozio-)Linguistik und tangiert andere linguistische Disziplinen wie die Sprachkontakt- und Interferenzforschung u. a. Bei der Gesprächs- und Diskursanalyse ist die Zuordnung problematischer: Wo die Analyse sich z. B. mit syntaktischen Regeln, mit interaktionistischen Gesprächsregeln oder mit Diskursregeln und den ihnen zugrundeliegenden Präsuppositionen befaßt, bleibt die Zielsetzung überwiegend oder teils linguistisch. Aber wo die Analyse z. B. die Natur und Identität der zugrundeliegenden Präsuppositionen an und für sich ergründen will, zählt sie nach Trudgill wegen ihrer Zielsetzung eher zum Bereich der Soziologie. Dies gilt erst recht für die Ethnomethodologie (à la Firth), für die linguistische Daten nur ein Mittel zu einem soziologischen Zweck sind. Mit anderen Worten, die (Sozio-)Linguistik sollte sich für Sprache und Gesellschaft bis zu dem Punkt interessieren, wo Sprache nicht mehr, auch nur zum Teil, Gegenstand, sondern nur noch Instrument der Forschung ist. Da findet die Soziolinguistik ihre Grenze.

Plenum 3: 'Logisch fundierte vs. autonome generative Syntax'

Was beim ersten Plenum angenehm ins Auge fiel, die gute Integration der Vorträge, fand beim dritten Plenum leider nicht statt. Lag es daran, daß hier kein Referent mehreren Opponenten gegenüberstand, oder lag es daran, daß keiner der Teilnehmer Lust hatte, auf die anderen einzugehen? Jedenfalls war das Ganze recht zusammenhanglos. Dabei hatte alles so schön begonnen.

M. Gross (Paris) als Moderator gab zunächst eine kurze Darstellung des Problemkomplexes und damit auch einen Rahmen für eine sinnvolle Diskussion.

Erster Sprecher war M. Cresswell (Wellington), der mit einer auch für Nicht-Spezialisten verständlichen Darstellung logischer Semantik begann, zunächst für den Aussagekalkül, dann für Prädikatenlogik mit Quantoren. Weiter skizzierte er die modalen Logiken (deontisch, epistemisch etc.) und die Zeitlogik. Er betonte die Unterscheidung zwischen 'Wahrheitswert', der von konkreten Wertezuweisungen abhängt, und generelleren 'Wahrheitsbedingungen' und sprach sich für eine Semantik aus, in der wesentlich mit Wahrheitsbedingungen gearbeitet wird („truth-conditional semantics“). Dabei forderte er, daß eine solche Semantik auf den Erkenntnissen und Ergebnissen der Logik in den angegebenen Bereichen aufbauend, diese weiter entwickeln müsse. Vor allem müsse die Semantik für alle Wörter ausgearbeitet werden, nicht nur für die sogenannten logischen Wörter wie *und*, *oder*, *wenn*, *dann*, *einige* usw. Bis jetzt seien nur Ansätze dazu vorhanden. Im Hin-

blick auf das Problem 'Semantik vs. autonome Syntax' lasse sich die Arbeit der logisch orientierten Semantiker nicht einfach der einen oder anderen Seite zuordnen; wichtig sei Freges Prinzip, daß die Konstruktion der Semantik komplexer Ausdrücke parallel zu deren syntaktischer Konstruktion geschehen sollte. Cresswell, der einzige professionelle Logiker in der Runde, tat sein Bestes, um mit seinem Beitrag eine Diskussion mit den Linguisten möglich zu machen.

Der nächste Sprecher, G. Fauconnier (Paris), brachte Einwände gegen logisch fundierte Theorien. Das Hauptproblem sah er darin, daß die „Natur“, die „wirkliche sprachliche Dimension“ der „Fakten“ nicht erfaßt werde, wenn man sprachliche Phänomene in einen vorgefertigten logischen Rahmen zwänge. Wenn man seine Bedenken gegen die durch doppelte Anführungszeichen gekennzeichneten Redeweisen vergißt, kann man dem wohl zustimmen; allerdings gilt das für jeden theoretischen Rahmen und trägt zur Entscheidung 'logisch fundiert vs. autonom' nichts bei. Fauconnier sprach dann noch eine Reihe von Phänomenen an, wo sich vorgeschlagene logische Repräsentationen als nicht haltbar erweisen, selbst im ausführlich bearbeiteten Bereich der Quantifikation.

E. Keenan (Los Angeles) referierte danach über sprachvergleichende Studien zum Verhältnis von indirekten Fragesätzen und Relativsätzen. Er legte nahe, beide in der Semantik gleich oder zumindest ähnlich zu behandeln. Die Untersuchungen basierten auf seinen Arbeiten zur Fragelogik.

L. Jenkins (Wien) erinnerte an eine der Haupthypothesen der generativen Grammatikforschung der letzten zwei Jahrzehnte, nämlich die Möglichkeit der Unterscheidung von Universaler Grammatik (im Sinne von Organisationsprinzipien des menschlichen Gehirns, die überhaupt erst das Erlernen von Sprache ermöglichen) und Grammatik im Sinne eines Regelsystems einer bestimmten Sprache, das auf der Universalen Grammatik aufbaut. Das Hauptproblem im Bereich der 'logischen Form' sah er in der Einordnung ihrer verschiedenen Aspekte in dieser Zweiteilung.

S. Harada (Tokyo) begann seinen Vortrag mit der beliebten These, daß Prädikatenlogik (erster Stufe) keine adäquate Basis einer semantischen Theorie sein könne. Danach stellte er seine Konzeption von lexikalischer Semantik vor, nach der Lexikoneinheiten „Mengen von zusammenhängenden Knoten in dependentiell organisierten Bäumen“ seien, und gab einige Einzelanalysen innerhalb dieses Ansatzes vor, vor allem zu Inkorporation von Nominalphrasen (wodurch dann semantisch komplexe Verben entstehen, z. B. *Bier herstellen* ⇒ *brauen*).

R. Ruzicka (Leipzig) betonte, daß zur Lösung der Autonomiefrage das delicate Zusammenspiel von Syntax und Semantik in natürlichen Sprachen noch weit mehr erforscht werden müsse. Klar sei, daß bestimmte syntaktische Phänomene semantisch erklärt werden können, z. B. Valenz und Modalstrukturen, oder doch zumindest Verbindungen zu semantischen Phänomenen nachweisbar sind, wie bei einigen Transformationen (Raising z. B.). Dringend nötig sei einerseits die Entwicklung adäquaterer, d. h. reicherer formaler Sprachen, andererseits müsse ein Konsensus über die Bedingungen erreicht werden, unter denen verschiedenen Ausdrücken nur eine semantische Struktur zugeordnet werden könne. Erst dann würde das Autonomieproblem überhaupt entscheidbar. Dennoch wagte er die Hypothese, daß der Weg von einer logisch fundierten syntaktischen Repräsentation wohl so direkt nicht sei, daß eine autonome, syntaktische Tiefenstruktur ganz auszuschließen sei.

A. Wierzbicka (Canberra) postulierte in Anlehnung an Apresjan und Mel'cuk eine translativ Grammatik, die zu zeigen hat, wie Gedanken in Laute „übersetzt“ werden. Die behauptete psychologische Realität solcher Systeme sei ernsthafter als bei generativen Grammatiken, weil man Erfahrungen im Übersetzen von Gedanken in Lautketten habe, keine Erfahrungen im Generieren von Sätzen. Solche translativen Grammatiken haben auszugehen von semantischen Repräsentationen. Hierzu bezog sie eine radikale Position: die „merkmalesische“ (markerese) Semantik sei abzulehnen, ebenso die logische, da beide nicht unmittelbar einsichtig sind. Semantische Relationen sind demgemäß in einer (standardisierten?) natürlichen Sprache zu formulieren, deren Grundeinheiten sind: *I, you, someone, something, world, this, part, become, imagine, dont want, want, think, say*. Diese Grundeinheiten reichten aus, um „das ganze Geschäft der Semantik zu betreiben“.

Auch in der abschließenden Diskussion gelang es nicht, die losen Fäden zu einem Teppich zu knüpfen. Eine Bemerkung scheint noch angebracht: die summarische und oberflächliche Art, in der einige Redner über die Möglichkeiten und Grenzen der Logik urteilten, hinterließ nicht nur beim Chronisten ein ungutes Gefühl.

Plenum 4: 'Wortbildung'

H. E. Brekle (Regensburg) konzentrierte sich in seinem einleitenden Referat ganz besonders auf die Neuprägung zusammengesetzter Wörter und versuchte, deren Prägung, Gebrauch und Verstehen durch folgende Faktoren zu beschreiben:

1. Subjektive Faktoren

Kommunikative Interessen des Sprechers, Abbildung der topic-comment-Struktur in der determinatum-determinans-Struktur der Komposita.

2. Situationelle und kontextuelle Faktoren

Notwendigkeit der Neuprägung in einer Sprachgemeinschaft in einer Kommunikationssituation, Plausibilität der Neuprägung relativ zu situationellen und kontextuellen Verstehens erleichterungen.

3. Soziale Faktoren

Verhältnis von Prominenz oder institutioneller Wichtigkeit desjenigen, der ein neues Kompositum prägt, und der Möglichkeit, daß dies in der gegebenen Situation von den Kommunikationspartnern akzeptiert wird bzw. über diese hinaus, was auch vom Grad der relativen Motiviertheit abhängt.

4. Psycho-soziale Effekte

Mit Komposita können verschiedenste Zwecke erreicht werden, u. a. ästhetische, technisch/ökonomische, ideologische oder propagandistische. Die gemeinsame Basis scheint dabei der Hypostasierungseffekt zu sein.

5. Linguistische Faktoren und Aspekte

Wesentlich ist die Erforschung der einzelsprachspezifischen Möglichkeiten von Wortbildung. Zwei Haupttypen wurden hier kontrastiert: Analogiebildung nach produktiven Mustern und 'transformationelle' ad-hoc-Bildungen.

Als aussichtsreichste Strategie zukünftiger Forschung wurde eine Verbindung angesehen zwischen einerseits linguistischen Beschreibungen im Rahmen einer formalen, logisch

fundierten Grammatik (z. B. Montague), andererseits einer pragmatischen Beschreibung im Rahmen der von Grice entwickelten Theorie der Konversationsmaximen.

Einige Beispielanalysen erhöhten die intuitive Plausibilität dieser These. So wurde an zahlreichen Beispielen gezeigt, daß sich das Verhältnis von morphologischem Aufwand und Bedeutungsgehalt von Komposita durch das Gricesche Mini-Max-Prinzip zufriedenstellend beschreiben läßt. (Dieses Prinzip besagt grob gesprochen: Mache Deinen Beitrag mindestens so informativ und höchstens so informativ wie in der gegebenen Kommunikationssituation zur Verständlichkeit nötig.) Außerdem gab H. E. Brekle im Verlauf des Vortrages noch einen Überblick über in letzter Zeit erschienene Literatur.

E. A. Zemskaja (Moskau) ging von einem klassisch-strukturalistischen Ansatz aus. In den Mittelpunkt stellte sie zunächst das Derivationsparadigma. Ausgehend von der Aufstellung „konkreter Derivationsparadigmata“ als Klassen von abgeleiteten Lexemen mit identischem Basislexem kommt sie durch Abstraktion von dieser Basis schließlich zum paradigmatischen Typus. Dieser gestattet einerseits die Darstellung der Parallelen zwischen Morphologie und Derivation, andererseits gelangt man unter zusätzlichem Einbezug der Wortklassen des gleichen paradigmatischen Typus zu einer Beschreibung des Wortschatzes auch im Hinblick auf das derivationelle Potential.

Im Gegensatz zur Bedeutung einfacher Lexeme sei die von Derivationen in stärkerem Maße relativ motiviert durch die Bedeutung ihrer Konstituenten und ihre Struktur. Im Gegensatz zu anderen, ebenfalls komplexen sprachlichen Einheiten, sei aber gerade bei Derivationen oft die Gesamtbedeutung nicht einfach aus der der Teile und ihrer Anordnung erschließbar. Das rücke viele Ableitungen in die Nähe von Idiomen. Gerade die aber seien die theoretisch interessanten, da die „unidiomatischen“ Derivationen im Zusammenspiel von Lexik und Syntax beschreibbar seien.

Es kamen also beide Referenten aus verschiedenen Schulen und mit verschiedenen Gründen zu der gemeinsamen These, daß der interessante Bereich von Wortbildung von den „nicht-durchsichtigen“ Derivationsformen ausgemacht werde. Die Reihenfolge der beiden Vorträge erschien im Nachhinein als unglücklich, da H. E. Brekles Einbezug der Griceschen Konversationsmaximen einen entscheidenden Fortschritt gegenüber dem bloßen Feststellen des quasi-idiomatischen Charakters von Derivationsformen darstellt. Umso bedauerlicher scheint es daher, daß er diesen u. E. wesentlichen Punkt nicht ausführlicher darstellte.

Plenum 5: 'Diachronie: Rekonstruktion'

Unter dem Titel „Reconstruction: 'Genera Proxima' and 'Differentia Specifica'“ setzte sich der Referent A. L. Prodocimi (Padua) mit den Begriffen Diachronie und Rekonstruktion eingehend auseinander und stellte dazu zunächst einige Thesen auf:

- Diachronie und Rekonstruktion sind wie Synchronie, Komparatistik und verwandte Begriffe zwar spezifisch linguistische Termini, sie sollten aber in einem gegebenenfalls außerlinguistischen, interdisziplinären Rahmen erörtert werden.
- Die Opposition 'Synchronie: Diachronie' ist zu eng gefaßt, denn auch diatopische, diastratische und diaphasische Varianten in ihrem Zusammenspiel müssen in einem Rekonstruktionsmodell, das außerdem nicht allein auf einer standardsprachlichen Variante beruhen sollte, berücksichtigt werden.

- Diachronie und Rekonstruktion setzen die Kategorie des Vergleichs voraus, die der Komparatistik mit ihren Unterteilungen wie genetischer oder typologischer Linguistik zugrunde liegt.

Der Referent differenzierte zwischen einem biogenetischen (Vater-Sohn-Beziehung) und einem institutional-soziogenetischen (Stammbaumtheorie) Modell der linguistischen Evolution und fragte, ob es theoretisch, methodologisch usw. die Rekonstruktion oder nur Rekonstruktionen gibt, ob das Sprachzeichen der Klasse Zeichen schlechthin zuzuordnen ist, obwohl die Semiotik keine Debatte über 'Diachronie: Rekonstruktion' kennt, und ob die linguistische Rekonstruktion nur im Rahmen der Stammbaumtheorie ihren Sinn erhält. Unter Berücksichtigung seiner Thesen bejahte er diese letzte Frage. Hieran anschließend diskutierte Prosdocimi einige Rekonstruktionsmodelle, wobei er u. a. das Primat der Phonetik und die rein ausdrucksbezogene Rekonstruktion in Frage stellte und für eine semantische oder inhaltsbezogene Rekonstruktion plädierte, die alle Aspekte der Sprachvariation erfaßt. Dafür eigne sich am besten ein Modell, das die Zeit (als dritte Dimension) einschließt sowie die interne Rekonstruktion (eines Sprachsystems) und die externe oder komparatistische Rekonstruktion (durch Vergleich mit (allen) anderen Sprachsystemen) vereinigt.

Der erste Opponent J. Schindler (Cambridge/Mass.) erläuterte anhand von Beispielen aus dem Indoeuropäischen die zwei Hauptverfahren der Rekonstruktion von Form und Funktion morphologischer Kategorien: Externe Rekonstruktion, die auf der Basis der in einer oder mehreren Tochtersprachen bewahrten und nicht als Neuerung angesehenen oder der aus einem Tochtersprachenvergleich zu erschießenden Formen grammatische Züge der Grundsprache rekonstruiert; und interne Rekonstruktion, die z. B. eine formale Kategorie auf Grund ihrer Funktion oder eine Funktionskategorie auf Grund ihrer formalen Ausprägung rekonstruiert. Dieses Verfahren, das der Kontrolle durch synchrone und diachrone Universalien unterliegt, dient zur Ergänzung der externen Rekonstruktion und zur Rekonstruktion von Vorstufen der Grundsprache. Abschließend nannte Schindler einige Kriterien für die qualitative Bewertung einer Rekonstruktion.

Der zweite Opponent P. Hajdú (Budapest) berichtete über Methoden und Ergebnisse der Rekonstruktion in der Uralistik. Die Rekonstruktion morphonematischer Alternationen und syntaktischer Regeln in der Grundsprache bzw. in den (sekundären) Grundsprachen ist noch nicht so weit gediehen wie die der phono- und morphologischen Struktur. Die Rekonstruktion der Formen und die Festsetzung der Chronologie wird nach wie vor hauptsächlich vom Verwandtschaftsgrad der verglichenen (Tochter-)Sprachen, d. h. genetisch bestimmt, aber in Zukunft wird wohl der typologischen Forschung größere Bedeutung zukommen.

Die drei Referate waren nicht im einzelnen aufeinander abgestimmt. Die beiden Opponenten setzten sich weder mit den Thesen und dem Rekonstruktionsmodell des Referenten noch mit der Relation zwischen Diachronie und Rekonstruktion direkt auseinander.

Plenum 6: 'Geschichte der Sprachwissenschaft: Ziele und Methoden'

Als beredtes Zeugnis des regen Interesses, das die Linguisten seit etwa 1960 der Geschichte ihres Faches entgegenbringen, wertete der Referent R. H. Robins (London) u. a. die Tatsache, daß auf einem internationalen Linguisten-Kongreß diesem Thema eine Plenarsitzung

gewidmet wurde sowie die rapide ansteigende Zahl der einschlägigen Veröffentlichungen und das Erscheinen einer eigenen Fachzeitschrift. Dieses Interesse führte Robins auf das Selbstverständnis und -vertrauen der Linguisten, deren Fach nunmehr als fest etablierte Wissenschaft gelten darf, und auf ihre neu gewonnene Toleranz gegenüber älteren, z. T. sehr verschiedenen linguistischen Richtungen und Theorien zurück, wobei er ausdrücklich die historischen Forschungen Chomskys erwähnte. Die Geschichte der Sprachwissenschaft ist nach Robins ein wesentlicher Teil der Geistesgeschichte des Menschen, sollte also sowohl Linguisten wie Historiker interessieren. Diese müssen einmal den Eigenwert der Vergangenheit beachten: Frühere Sprachwissenschaftler, z. B. die lateinischen Grammatiker oder die des späten Mittelalters, sollten zunächst gegen den Hintergrund ihrer eigenen Zeit gesehen und verstanden, nicht gleich an neueren linguistischen Errungenschaften gemessen werden. Zum anderen müssen die Historiker vor allem immer wiederkehrende Grundthemen und -positionen, wie z. B. Empirismus und Rationalismus, in ihren (nach Zeit und Ort) unterschiedlichen Ausprägungen untersuchen. Die Klassifizierung und (Neu-)Herausgabe von Primärquellen bis etwa 1786, eine kritische Bestandsaufnahme der zahllosen linguistischen Schriften nach 1786 sowie wissenschaftliche Untersuchungen über wissenschaftsgeschichtliche Probleme sind nach Robins dringliche Desiderata der Geschichte der Sprachwissenschaft.

Der erste Opponent E. F. K. Koerner (Ottawa) wies ebenfalls auf das vielseitige Interesse an diesem Thema hin. Er plädierte für eine Geschichte der Sprachwissenschaft, die sich selbst als gesellschaftswissenschaftliche Disziplin mit einer eigenen Methodologie und Zielsetzung problematisiert, die sich nicht nur als Chronik von fachinternen, d. h. linguistischen und sprachlichen, Problemen und Lösungen bzw. Lösungsvorschlägen versteht, sondern auch versucht, die zu verschiedenen Zeitpunkten eintretenden Veränderungen in der Entwicklung der Linguistik, eventuell durch Rekurs auf fachexterne, insbesondere soziale Faktoren, zu beleuchten und zu erklären.

Während Koerner sich mit der Sprachwissenschaftsgeschichte als Fach auseinandersetzte, wandte sich der zweite Opponent M. Leroy (Brüssel) eher dem Fach Linguistik und seiner Geschichte zu. In der neueren (synchronen) Linguistik tritt nach Leroy eine Polarität, die in verschiedenen Erscheinungsformen die Wissenschaft schlechthin kennzeichnet, deutlich zutage, nämlich eine Dichotomie zwischen den streng theoretischen Linguisten einerseits, die, meist von einer Einzelsprache ausgehend, auf einer hohen Abstraktionsebene argumentieren, deren Theorien jedoch häufig schon beim Erscheinen überholt sind, weil sie den konkreten sprachlichen Gegebenheiten nicht entsprechen, und den im Objektbereich fest verankerten „traditionellen“ Sprachwissenschaftlern andererseits, die sich an die Realien halten und mit erprobten Mitteln eher komparativ-kontrastiv arbeiten. Er schloß mit einem Appell, keine der beiden Hauptrichtungen auf Kosten der anderen zu vernachlässigen.

Sektionen

Insgesamt wurden 14 Sektionen angeboten mit einer unterschiedlichen (in Klammern angegebenen) Zahl von Sessionen, die jeweils drei bis fünf Vorträge umfaßten. Die Themen waren: Grundprobleme der Semantik (8), Sprache und Gesellschaft (7), Logisch fundierte Syntax versus autonome generative Syntax (6), Wortbildung (5), Diachronie: Rekonstruktion (4), Diachronie: Wellentheorie (1), Textlinguistik (4), Linguistik und der Compu-

ter (2), Beiträge der Dialektologie zur linguistischen Theorie (3), Sprache und Literatur (3), Kontrastive Linguistik (3), Grammatik und Pragmatik der Deixis (2), Semiotik der menschlichen und tierischen Kommunikation (3), und Die Wechselwirkung zwischen diachroner und synchroner Phonologie/Phonologietheorie (5). Wegen der übergroßen Zahl von Anmeldungen zu Vorträgen und im Bestreben, nie mehr als sechs Parallelsektionen zu haben, mußten die Leserkomitees viele Vorträge entweder ablehnen oder in Reserve stellen. Auch der Kongreßteilnehmer stand vor der Qual der Wahl. Der Versuch von A. K., zwei Themenbereiche (Deutsche Sprachentwicklung und Entlehnungsproblematik) über die Sektionsgrenzen hinweg zu verfolgen, scheiterte wegen terminlicher Kollisionen oder ungünstig gelegener Hörsäle: Wer C. Schmitts (Heidelberg) Vortrag über „Morphologie und Sprachdirigismus“ im modernen Französisch (Wortbildung) hörte, mußte auf A. Cartiers (Paris) Beitrag über „Compréhension, compétence et performance d'anglicismes en français“ (Sprache und Gesellschaft) verzichten, obwohl sie thematisch eng zusammenhingen und sich gut ergänzten. Wer G. Feudels (Berlin) politisches Bekenntnis „Die Spezifik der Sprachentwicklung in der DDR und die Frage der 'Einheit' der deutschen Sprache“ (Sprache und Gesellschaft) hörte, konnte nicht bei W. Fleischers (Leipzig) sachlichen und fundierten Ausführungen „Zur Typologie der deutschen Wortbildung in Sprachsystem und Sprachverwendung“ (Wortbildung) dabei sein. In beiden Fällen konnte der Verlust durch einen Besuch in den Referenzsaal ausgeglichen werden. Diese Möglichkeit war aber nur bedingt gegeben, weil nur ein Bruchteil der Sektionsvorträge im Referenzsaal vorhanden war. Ansonsten blieb nur eine Art Rosinenklauberei übrig, so z. B. der Besuch von M. Hallidays (Sidney) unterhaltsamem und informativem Vortrag „The ontogenesis of dialogue“, in dem Halliday einem überfüllten Hörsaal über Nigel berichtete, über die Entwicklung seiner Konzeption von Information und seiner Fähigkeit, sich aktiv an einem echten Dialog zu beteiligen. Oder man konnte sich, z. T. aus Resignation, ganz auf eine Sektion konzentrieren.

In der Sektion 'Semantik' beispielsweise standen durchschnittlich und rein rechnerisch jedem Referenten 25 Minuten zur Verfügung; da die Diskussionen etwa 10 Minuten dauern sollten und etwa 3 Minuten für Wechsel auf der Bühne, Hand-out-Verteilung etc. anfiel, blieben etwa 12 Minuten Vortragszeit übrig – zu wenig für die meisten Referenten in einer Zeit, in der es keine allgemein akzeptierte Theorie der Semantik gibt und folglich fast jeder Referent vor dem Problem stand, zunächst seinen theoretischen Hintergrund darzulegen, um dann die eigentliche linguistische Analyse vorzuführen.

Das Verfolgen des Sektionsprogrammes wurde zusätzlich erschwert durch die erkennbar nicht systematische Anordnung der Vorträge. Dazu nur einige Stichproben: Auf die Frage (I. Tonisson, Stanford), ob die Linguistik sich nach der Psychologie orientieren solle oder umgekehrt, folgte (C. Hagège, Paris) das Problem der „Ausdrucksseitigen und semantischen Identität“; auf das Problem der „Semantischen Implikationen des Subjektbegriffs“ (K. Polanski, Warschau) folgte die „Localistische Analyse der Begriffe 'Zustand' und 'Vorgang'“ (Y. Ikegami, Tokyo), „Zeichen und Bedeutung“ (V. Soltsev, Moskau), „Kasusgrammatik und Valenztheorie“ (S. Fink, Georgetown) und „Generische Generalisierungsansätze“ im Rahmen logischer Semantik (C. Biggs, Cambridge).

Vertreter verschiedenster theoretischer Ansätze waren nach nicht erkennbaren Kriterien über die Sitzungen verteilt, so daß auch der beste Wille, über ein komplettes Sektionsprogramm zu berichten, bald gebrochen war. Mehr Gliederung, mehr Planung hätte das vielleicht lindern können.

Arbeitsgruppen

Insgesamt fanden während des Kongresses acht Arbeitsgruppen statt: 1. Sprechakte, 2. Sprachliche Fehlleistungen (Sprech- und Hörfehler), 3. Lexikographie, 4. Kreolen- und Pidgin-Sprachen, 5. Neurolinguistik, 6. Alternativen zur Transformationsgrammatik: Grenzen und Möglichkeiten, 7. Sprachtypologie und 8. Probleme der Kasus- und Valenzgrammatik. Im folgenden wird über zwei Gruppen berichtet.

Arbeitsgruppe 'Lexikographie'

Die Hoffnungen auf intensivere und vor allem aktivere Arbeit in den Arbeitsgruppen, in denen über schriftliche Vorlagen diskutiert und höchstens ganz kurze Vorträge gehalten werden sollten, wurden im Falle Lexikographie nicht ganz erfüllt. Dies lag weniger an der unterschiedlichen Qualität der Beiträge als am Organisatorischen. Die Vorbereitungen wurden durch den Tod des vorgesehenen Organisers E. Wüster sehr erschwert, so daß es seinem Nachfolger E. Weis u. a. nicht mehr möglich war, die schriftlichen Vorlagen im voraus an die angemeldeten Teilnehmer zu schicken. Fast alle Teilnehmer mußten deshalb unvorbereitet anreisen; so mußten die Vorträge doch gehalten werden, was nur auf Kosten der Diskussion geschehen konnte. Außerdem war das Programm, das Beiträge zur Lexikologie und Lexikographie, zur Terminologie, Fachsprache und Fachwörterbüchern umfaßte und nicht nach erkennbaren Kriterien zusammengestellt war, trotz mancher Ausfälle viel zu voll, als daß es in den zur Verfügung stehenden anderthalb Tagen hätte effektiv bewältigt werden können. Es wurde zwar bei der Einhaltung des Zeitplans extrem großzügig verfahren, im direkten Gegensatz zu der in den Sektionen befolgten Praxis, dennoch blieb zu wenig Zeit für die Diskussion übrig. Trotzdem dürften sich anwesende Lexikographen manche wertvolle Anregung für die eigene Arbeit geholt haben.

Im folgenden kann nur über eine kleine Auswahl der gehaltenen Vorträge kurz berichtet werden, und zwar über solche, die konkrete (Einzel-)Probleme der praktischen Lexikographie behandelten. Diese Auswahl beinhaltet in keinem Falle eine qualitative Wertung der behandelten bzw. nicht behandelten Beiträge, sondern leitet sich vom Titel der Arbeitsgruppe her.

Zunächst zwei Beiträge aus dem außereuropäischen Bereich. C. Hidalgo (Quezon City) „Towards a model for writing Philippine (bilingual) dictionaries“ umriß die besonderen Probleme der philippinischen Lexikographie. Diese sind einerseits politisch bedingt: Im Jahre 1935 sprach sich die Regierung im Anschluß an eine jahrhundertealte Tradition für Tagalog oder (nach 1959) Pilipino als die Grundlage einer für die ganze Nation verbindlichen Nationalsprache aus. Neben Englisch und der jeweiligen Regionalsprache wird Pilipino noch in den Schulen gelehrt. Die philippinische Verfassung von 1973 sieht dagegen die Entwicklung einer neuen Nationalsprache (Filipino) vor, die eine Art Amalgam aus den etwa 180 einheimischen Regionalsprachen sein soll. Die neue Sprache Filipino existiert aber (noch) nicht, d. h., dem Lexikographen fehlt die selbstverständlichste Voraussetzung für seine Arbeit, die lexikalisch zu kodifizierende Sprache! Die Regierung verfolgt außerdem eine Politik der Bilingualität: Filipino—Englisch. Künftige Wörterbücher werden also grundsätzlich zwei- oder mehrsprachig sein (Filipino ↔ Englisch ↔ Regionalsprache(n)). Hieraus ergeben sich andererseits linguistische Probleme. Die Unzulänglichkeiten bisheriger philippinischer Wörterbücher sind nach Hidalgo hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die Werke keine ausreichende theoretische Basis hatten. Es gab bislang weder eine Theorie, die der besonde-

ren semantischen Struktur der verschiedenen einheimischen Sprachen gerecht wurde, noch klar definierte Kriterien für die Eruierung von Wortbedeutungen oder systematische Prinzipien für deren (zwei- oder mehrsprachige) lexikographische Beschreibung. Um dem abzuhelfen, forderte Hidalgo ein lexikographisches Modell, das neben den gewöhnlichen Angaben zur Etymologie, grammatischen Bestimmung, Idiomatik usw. vor allem das Problem der Bedeutungsmodifizierung durch Affigierung berücksichtigt, indem es der Analyse der durch Affixe markierten Kategorien wie Kasus, Aspekt und Modus besondere Aufmerksamkeit schenkt. In seiner schriftlichen Vorlage wies der Referent an der synthetischen Regionalsprache Ivatan die Validität seiner Forderung überzeugend nach.

Harimurti Kridalskana (Ciputat) „Lexicography in Indonesia“ berichtete nach einem geschichtlichen Überblick und einer kurzen Typologie der vorliegenden indonesischen Wörterbücher über das wachsende Bedürfnis nach neuen bilingualen Wörterbüchern des Typs Indonesisch ↔ Fremdsprache, Regionalsprache(n) ↔ Indonesisch, Regionalsprache ↔ Fremdsprache. Die Mehrzahl der älteren Werke sind vergriffen oder veraltet. Es wären etwa 300 ganz unabhängige Regionalsprachen zu erfassen, so daß der Lexikograph sowohl qualitativ wie quantitativ vor besonderen Problemen, vor allem der (kontrastiven) semantischen Beschreibung steht (vgl. Hidalgo). Der Referent ging dann ausführlicher auf einsprachige Wörterbücher der Nationalsprache Bahasa Indonesia ein. Hier galt lange als vorbildlich Poerwadarmintas „Kamus Umum Bahasa Indonesia“ (1957, ⁵ 1976), ein allgemeinverständliches Gebrauchswörterbuch, das sich an die klassische Trias Lemma – Definition – Beispiel hält. Abschließend erläuterte er die im Nationalzentrum für Sprachentwicklung entworfenen Pläne für ein neues großes Wörterbuch der Nationalsprache, das als Muster für einsprachige Wörterbücher der (wichtigsten) Regionalsprachen und als Quelle für kleinere Wörterbücher, z. B. für den Schulbedarf, dienen soll. Das geplante Werk ist deskriptiv, corpusgestützt und primär gegenwartsbezogen; es strebt eine möglichst vollständige Aufnahme von soziologischen und regionalen Varianten an; Wörter, Stammorpheme, Idiome, Abkürzungen, Fremd- und Fachwörter werden neben geographischen, Personen-, Tier-, Pflanzen- und (indonesischen) Völkernamen eigens lemmatisiert; jedem Lemma werden zugeordnet Angaben zur Aussprache, Rechtschreibung, grammatischen Bestimmung, stilistischen usw. Charakterisierung, wortbildnerischen Produktivität (einheimische Ableitungen und Komposita als Subeinträge; entlehnte Derivate dagegen als Haupteinträge), zur Satzverwendung und Etymologie; die Bedeutungsangabe erfolgt weniger durch Synonyme oder durch eine lexikalische Paraphrase als vielmehr durch (ausführliche, gegebenenfalls technische) Merkmalsbeschreibung und/oder Nominal- und Realdefinitionen; die Bedeutungen werden grundsätzlich historisch-chronologisch angeordnet. Mehr theoretisch-linguistische Untersuchungen, z. B. über Wortklassenprobleme, sollen parallel zur lexikographischen Arbeit durchgeführt werden und dieser zugute kommen.

Die Ausführungen von K. Rossenbeck (Linköping) über „Kontrastive Probleme der bilingualen fachsprachlichen Lexikographie“ beruhten auf Beobachtungen, die an der fachsprachlichen Lexik und Lexikographie des Deutschen und des Schwedischen vornehmlich im Bereich von Wirtschaft und Politik gewonnen wurden. Er stellte zunächst sieben Thesen zur Wesensbestimmung von Fachsprache und Fachwortschatz auf, darunter die folgende: Dem fachlich nicht gebundenen Wortschatz der Allgemeinsprache (Bereich I) steht gegenüber der fachbezogene Wortschatz, der aber allgemeinverständlich ist und sich häufig durch das Vorhandensein von Synonymen auszeichnet (Bereich II), sowie der fachspezifische Wort-

schatz, der terminologisch streng fixiert ist und zu dessen Verständnis spezielle Fachkenntnisse vonnöten sind (Bereich III). Die Bereiche I und II gehören in ein allgemeinsprachliches Wörterbuch, während der Bereich III zusammen mit II der eigentliche Gegenstand der fachsprachlichen Lexikographie ist. Anschließend ging Rossenbeck auf kontrastive Probleme bilingualer fachsprachlicher Lexikographie ein, 1. die mit der formalen Gliederung des Fachwortschatzes zusammenhängen (z. B. Wiedergabe eines Kompositums in der Ausgangssprache durch eine attributive Fügung oder einen Mehrwortterminus in der Zielsprache); 2. die sich daraus ergeben, daß zielsprachige Äquivalente oft nicht auf der Grundlage etymologischer Verwandtschaft bzw. mit Hilfe von Analogieschlüssen zu finden sind; 3. die mit der (in Ziel- und Ausgangssprache eventuell unterschiedlichen) Zusammengehörigkeit zu einer bestimmten fachsprachlichen Schicht zusammenhängen; 4. die ihre Ursache darin haben, daß sich Begriffsinhalte in Ausgangs- und Zielsprache oft nur unvollständig decken oder daß ein Begriff und damit die Bezeichnung in der Zielsprache überhaupt fehlt. Zum Schluß erinnerte der Referent an einige allgemeine Grundsätze der bilingualen fachsprachlichen Lexikographie: Fachausdrücke sind durch äquivalente Fachausdrücke wiederzugeben; Termini sollten mit einer Definition versehen werden, wo immer möglich sowohl in der Ausgangs- wie in der Zielsprache; eigenmächtige Prägung von Fachausdrücken ist strikt zu vermeiden, und umschreibende Übersetzung ist nur dort zulässig, wo Entsprechungen in der Zielsprache fehlen.

Vier Mitarbeiter am „Longman Dictionary of Contemporary English“ (LDOCE) (Harlow/Essex), das das gegenwärtige Englisch in erster Linie als Fremdsprache für Fortgeschrittene lexikalisch kodifizieren will und im Frühjahr 1978 erscheinen soll, berichteten über Aspekte ihrer Arbeit. P. Procter „Computational techniques and applications in lexicography“ setzte sich mit den Möglichkeiten der Anwendung von EDV in der Lexikographie auseinander. Der Computer sollte nicht nur zur Speicherung und Abfragung großer Datenmengen verwendet, sondern auch als Instrument der (lexikalischen) Analyse eingesetzt werden, indem er modellartig die interpretativen Funktionen des Menschen beim Lesen eines Textes nachahmt. Das Modell erfordert 1. Programme, die die Daten bzw. die Textmenge – zunächst wohl noch überwiegend (maschinell lesbare) geschriebene Texte – in erkennbare Einheiten zerlegt und diese analysiert anhand 2. einer Datenbank, besser gesagt eines reichhaltigen Lexikons mit vielfach kodierten Informationen, infolge deren die Einheiten erst erkennbar werden. Enkodierbar sind z. B. orthographische, morphologische (wortklassenspezifische Suffixe, Flexionsendungen . . .), syntaktische (Regeln zur Wortstellung im Satz und zur Anapher, Verbvalenzen . . .) und semantische Informationen (Merkmale wie \pm belebt, \pm human . . .). Wenn jeder lexikalischen Einheit im Textstring die entsprechende Definition oder Bedeutungschiffre, wie sie im Lexikon gespeichert ist, zugeordnet wird, gilt der Text als „verstanden“. Auch wo echte Zwei- oder Mehrdeutigkeit vorliegt und zusätzliche, gegebenenfalls außersprachliche Information notwendig wird, kann der Computer dennoch relativ erfolgreich „verstehen“, wenn die Zuordnung nach dem Grad der höchsten Wahrscheinlichkeit erfolgt. Fehler bieten zur Verbesserung der Analyseprogramme und des gespeicherten Lexikons erforderliches Feedback. Ein Multipass-Verfahren empfiehlt sich, um die Zahl der nicht verstandenen, oder noch nicht gespeicherten, Einheiten sukzessiv zu reduzieren. Diese dürften nur selten ganz unmotiviert sein und wären bei künftigen Exzerptionen besonders zu berücksichtigen. Das Belegexzerpieren mit dem (vorläufigen) Zuordnen von Bedeutungen zu unbekannten Wortformen oder von neuen Bedeutungen zu bekannten

Wörtern ist vielleicht der wichtigste Aufgabenbereich der EDV in der Lexikographie. Daneben bietet sie wegen der Menge der gespeicherten Daten die Möglichkeit, zuverlässige statistische Daten über spezifische Probleme zu gewinnen. Sie dient darüber hinaus als wichtige Kontrolle für den Lexikographen, der die Effektivität seiner Analysemethoden und -programme ständig überprüfen kann.

Bei seinen Überlegungen über Probleme der stilistischen Bewertung und Kennzeichnung in Wörterbüchern ging R. Ilson "Usage levels in dictionaries" von einer vergleichenden Analyse vorliegender Wörterbücher aus. Die Analyse bestätigte, daß der größte Teil des Wortschatzes als stilneutral und deshalb unmarkiert (= normalsprachlich) gilt, zeigte aber bei den markierten Formen z. T. erhebliche Diskrepanzen zwischen den Wörterbüchern und innerhalb einzelner Wörterbücher auf. Es bestand Konsens darüber, daß Sprache stilistisch markiert sein kann, daß gewisse Lexeme bestimmten Stilschichten zuzuordnen sind, nicht jedoch über die Zuordnung im konkreten Einzelfall, die kompetenzgestützt, d. h. nach dem Sprachgefühl des Lexikographen vorgenommen war. Sie muß nach Ilson auch anhand von Belegstellen überprüfbar und gegebenenfalls falsifizierbar, also corpusgestützt, sein. Nur so ist eine Antwort zu finden auf Fragen wie: Wird die Bewertung eines Lexems als 'informell' durch die Verwendung dieses Lexems in einem 'formellen' Text oder Kontext aufgehoben oder neutralisiert, oder ist das Lexem dort stilistisch fehl am Platz, d. h. ist es 'informell' an sich? Bei der Überprüfung der Belege muß der Lexikograph u. a. zwischen direkter, indirekter und erlebter Rede unterscheiden und Anführungsstriche und sonstige Distanzierungsformeln des Typs „wie es heißt“ berücksichtigen. Die Zuordnung kann auch durch sprachstrukturelle Faktoren bedingt sein, denn gewisse Ausdrücke werden rein von der Form her als relativ 'formell' oder als relativ 'informell' empfunden. Für Englisch gilt im allgemeinen: Als weniger formell empfunden werden kürzere Wörter, besonders Verben, relativ zu längeren; 'phrasal verbs' relativ zu äquivalenten Simplizia; Idiome relativ zu nicht-idiomatischen Entsprechungen oder Umschreibungen; sowie Spielwörter (*higgledy-piddledy*), Kurzwörter (*phone, photo*) und lautmalende Wörter. Solche formalen Universalien, die nicht als festes Schema, sondern höchstens als gleitende Skala angewendet werden können, sollten im Vorwort allgemein vorgestellt und erläutert werden. Bei den einzelnen Wörterbucheinträgen könnte man dann in solchen Fällen auf eine Markierung verzichten, was eine begrüßenswerte Reduzierung der (überaus häufigen) Angaben 'informal' und 'colloquial' mit sich bringen würde. Zum Schluß plädierte der Referent für eine differenzierte Kennzeichnung der Wortverwendung und der Wortrezeption, für eine Unterscheidung also zwischen Wörtern, die z. B. als 'informell' verwendet, und solchen, die als 'informell' empfunden werden, sowie für eine genaue Definition von Kennzeichnungen wie 'gehoben', 'bildungssprachlich', 'umgangssprachlich', 'vulgär' usw.

J. Ayto „Lexicographic Ghosts“ befaßte sich mit Fällen, wo lexikographische Tradition zur Zwangsjacke geworden ist. Aus dem gelegentlich übertriebenen Festhalten der Lexikographen am Althergebrachten und Herkömmlichen können eventuell sachliche Irrtümer und Fehlurteile resultieren, die dann oft ab- und festgeschrieben werden. Dafür nannte er zwei Beispiele, das Ansetzen des Infinitivs als Verblemma und die unbefriedigende Behandlung von Substantiven, deren Singular- und Pluralformen so gut wie gleichbedeutend sind. Erstes kann zu „Phantomeinträgen“ führen, in denen der Infinitiv von Verben lemmatisiert wird, die in finiten Formen nicht vorkommen. Dies gilt z. B. da, wo nur das Partizip Präsens belegt ist (*woolgathering*), besonders in verbalen Syntagmen mit *go* (*go blackberrying*,

vgl. *blackberry). Im Fall *cricket wird ein Phantom-Infinitiv lemmatisiert, wohl um das nomen agentis *cricketer* und das adjektivisch verwendete Partizip *cricketing (nations)* zu „erklären“. Um dem tatsächlichen Sprachgebrauch gerecht zu werden, muß der Lexikograph auf Phantomeinträge verzichten und nur z. B. *cricketer* und *cricketing* eigens lemmatisieren. Substantive, die im Singular und Plural bedeutungsgleich sind oder in gewissen Kontexten es sein können (in anderen ist der Plural eine echte Mehrzahl), begegnen häufig, werden aber in vielen Wörterbüchern unzulänglich beschrieben, etwa durch die Angabe „meist/gewöhnlich im Pl.“. Beispiele sind *vault(s)*, *slumber(s)*, *middle class(es)*, *condolence(s)* u. a. m. Die Pluralformen können in diesen Fällen nicht zusammen mit einer Zahl verwendet werden (*3 *slumbers*), oder jedenfalls nur in Kontexten, wo eine echte Mehrzahl gemeint ist (3 *approaches*). Sie haben also einen anderen Status als der traditionelle Plural und stellen eine Art Kollektivbezeichnung dar. Der Wörterbucheintrag muß dem Rechnung tragen, etwa durch die Angabe „oft/meist Pl. mit Sing.-Bedeutung“ oder durch die Angabe des Plurals als Variante des Lemmas, z. B. *slumber*, auch (Pl.) *slumbers*, 'Schlaf'.

J. Whitcut „Lexicography in controlled vocabulary“ behandelte die schwierigen Probleme, die mit der Verwendung eines begrenzten Beschreibungsvokabulars oder semantischen Grundwortschatzes (im LDOCE 2000 Wörter) zusammenhängen. Ein Grundwortschatz kann verschiedene Funktionen haben und wird relativ zur jeweiligen Funktion etwas anders aufgebaut. Der Lexikograph für sein Teil stellt eine (numerisch eng begrenzte) Liste von Wörtern zusammen, die den Adressaten seines Wörterbuchs, wie er hofft, geläufig sind oder sein dürfen, um über die Sprache zu reden. Er konstruiert mit anderen Worten eine Mini-Metasprache, die in erster Linie kompetenz- und frequenzgestützt ist. Dafür braucht er im besonderen Superonyme, unter denen möglichst viele Wörter subsumiert werden können, damit er diese durch Angabe von *genus proximum* und *differentia specifica* einer Klasse zuordnen kann; grammatische Termini, um die Synsemantika zu beschreiben; und Abstrakta wie *Struktur*, *Theorie*, *Prozeß* u. ä. Zu den Hauptproblemen eines lexikographischen Grundwortschatzes gehören nach Whitcut erstens Bedeutungsrestriktionen: Jedes „Grundwort“ muß möglichst monosem und wertneutral verwendet werden, d. h. der Grundwortschatz weist eine (sehr) beschränkte Zahl von Signifikaten auf und unterscheidet sich grundlegend von dem (durch systematische Mehrdeutigkeit und konnotativen Reichtum ausgezeichneten) gemeinsprachlichen Wortschatz, aus dem er gewonnen werden muß. Abgeleitete oder zusammengesetzte „Grundwörter“ müssen genauso eindeutig und/oder durchsichtig sein, d. h. die Bedeutung von Suffixen muß beispielsweise explizit angegeben werden. Je kleiner das Beschreibungsvokabular ist, desto größer wird zweitens die Gefahr, die auch sonst die Lexikographie heimsucht, daß beim Definieren die Verständlichkeit auf Kosten der Richtigkeit geht; desto eingeschränkter werden drittens die Möglichkeiten, auf Kollokationen, feste Syntagmen, den Valenzrahmen von Verben und Nomina einzugehen, d. h. das Wörterbuch zu einem echten Enkodierungsinstrument zu gestalten. Zum Schluß wies Whitcut auf das Problem der Obsoleszenz hin, denn die Erfahrung hatte gezeigt, daß ein semantischer Grundwortschatz, der nicht ständig revidiert wird, überraschend schnell veralten kann.

Arbeitsgruppe 'Kasusgrammatik und Valenztheorie'

Diese Arbeitsgruppe, gut vorbereitet von W. Abraham, hatte zu den schönsten Hoffnungen berechtigt: durch mehrere Mahnungen des Organisators angetrieben, hatten fast alle Spre-

cher ihre Papiere vorher rundgeschickt, so daß die Teilnehmer sich präparieren konnten und in der Arbeitsgruppe selbst eine Diskussion hätte stattfinden können anstelle eines serienartigen Verlesens von Papieren. Eine übergroße Zahl von Interessenten der letzten Sekunde brachte jedoch dieses Konzept in Schwierigkeiten: wollte man diese Teilnehmer nicht auf kaltem Wege von der Diskussion ausschließen, so mußten die einzelnen Sprecher notgedrungen statt einiger provokatorischer Thesen zur Auffrischung von Gelesenem etwas längere Einführungen in ihre Papiere geben, was dann eben an der Diskussionszeit fehlte. Für zukünftige Veranstaltungen dieser Art scheint es daher unter dem Aspekt der Effektivität angebracht, die Arbeitsgruppe rigoros nur für vorbereitete Teilnehmer offenzuhalten und den Informationsbedarf der zusätzlichen Interessenten durch Verteilung der Thesenblätter auch an Nicht-Teilnehmer zu befriedigen. Als unselige Behinderung stellte sich auch der zugewiesene Raum heraus, der angesichts der Teilnehmerzahl viel zu klein und vor allem viel zu schlecht belüftet war, was in der herrschenden Augusthitze sehr unangenehm war.

Da die wichtigsten Papiere in einem Sammelband erscheinen sollen, kann sich der Chronist darauf beschränken, einen Themen- und Thesenüberblick zu geben sowie einige Eindrücke von der Diskussion zu vermitteln.

Relativ rasch zeigte sich, was man bei einem Blick in die Vorankündigungen und das Programm nur ahnen konnte: das Thema war doch etwas zu weit gespannt. Die schließlich thesenhaft skizzierten 22 (!) Papiere behandelten zum einen einzelsprachliche Probleme – „Lokale Spezialisierungen im Französischen“ (B. Hesse, Bochum) und „Der freie Dativ im Deutschen“ (I. Rosengren, Lund) – und kontrastive Analysen – ein „Ausschnitt eines kontrastiven deutsch-englischen Lexikons, basierend auf generativen Modellen mit kasus-grammatischer Basis unter Einbezug von Erkenntnissen der Valenztheorie“ wurde von H. U. Boas (Göttingen) vorgestellt. Weiterhin wurden Erweiterungen der Kasusliste ebenso zur Diskussion gestellt – ‘Stimulus’ von E. Blansitt (El Paso), ‘Area’ von G. Radden (Trier) – wie radikale Begrenzungen – hier ist vor allem das in einem 56 (!) Seiten umfassenden Papier dargelegte „Lexicase“-Modell einer transformationsfreien Kasusgrammatik von S. Starosta (Hawaii) zu nennen, wie auch die „Relational Network Grammar“ von I. Klokeid (Calgary). W. Cook (Georgetown) berichtete über die Beschreibung eines Hemingway-Textes mit einem kasusgrammatischen Modell, das neben den 5 Kasus ‘Agent’, ‘Experienter’, ‘Benefactive’, ‘Object’ und ‘Locative’ auf Ableitungseinheiten basierte, die aus Zustandsbeschreibungen inchoative oder resultative Prozeßbeschreibungen, aus diesen wiederum Handlungsbeschreibungen ableiten.

R. Dirven (Trier) analysierte die Syntax und Semantik einiger abgeleiteter Adjektive im Rahmen einer Fillmoreschen „Scenes-and-Frames“-Semantik; D. Willems (Gent) untersuchte die „Beziehungen zwischen Kasusgrammatik, Syntax und Lexik“; M. Zöppritsch (Heidelberg) schlug vor, Kasus nicht als bedeutungstragend, sondern als bedeutungsunterscheidend anzusehen, analog zu Phonemen, ein Vorschlag, den auch ein Papier von R. Zwolanek (Zürich) enthielt, das jedoch nicht vorgestellt wurde.

Die Abendsitzung, vor reduziertem Kreis, begann N. E. Collinge (Birmingham) mit einer Kritik der ‘anti-ergative’-Theorien; danach stellte F. Plank (Berlin) seine Thesen zum Agens und Experienter in einer diachronischen relationalen Grammatik vor; seine Grundidee bestand darin, daß sich bei der Kodierung grammatischer Relationen zwei Prinzipien entgegenstehen: das Funktionalitätsprinzip, das eine möglichst ökonomische Vermeidung

von Ambiguitäten fordert, und das Transparenzprinzip, das fordert, die Vermeidung von Ambiguitäten habe möglichst systematisch konsistent zu erfolgen.

Nach diesem indoeuropäistischen Teil kam dann der Valenzteil des Programms. H. Vater (Köln) diskutierte das Problem der Abgrenzung von Ergänzungen und Angaben, demonstrierte die Unzulänglichkeit vorgeschlagener Kriterien der Abgrenzung und schlug eine Aufweichung dieser Distinktion vor. A. Rothkegel (Saarbrücken) stellte einen transformationellen Valenzansatz vor, der auch computerfähig war und im Sonderforschungsbereich 100, „Elektronische Sprachforschung“, entwickelt wurde. U. Figge (Bochum) beschäftigte sich mit dem theoretischen Status von Tiefenkasus und versuchte, sie als Verknüpfen in einem algebraischen System zu deuten, wobei jedoch die Frage der logisch-semantischen Interpretation dieser Verknüpfen – und damit letztlich ihr theoretischer Status – ungelöst blieb. R. Růžicka (Leipzig) skizzierte eine Auffassung von Valenz, deren Grundlagen in einer prädikaten-logischen Analyse liegen. B. Abramow (Moskau) plädierte für ein Nebeneinander verschiedener Valenzmodelle, die sich für jeweilige Anwendungszwecke verschieden gut eignen. Als Kehraus machte J. Ballweg (Mannheim) noch einige Bemerkungen zur „Rekonstruktion des Valenzbegriffes im Rahmen einer λ -kategorialen Basissyntax“.

Versucht man ein Fazit aus der Diskussion zu ziehen, so bleibt ein ungueter Beigeschmack: Die ersten Diskussionen im Problemkreis 'Kasusgrammatik' waren geprägt von einer Hypostasierung des Tiefenkasusbegriffes, der auch durch energische Einwände des Publikums nicht ohne weiteres Einhalt geboten werden konnte. Wegen der anfangs erwähnten Schwierigkeiten wurden gerade die detaillierten Vorschläge kaum diskutiert, wodurch die Diskussion, gemessen an den Forderungen, die an eine Arbeitsgruppe zu stellen wären, zu allgemein blieb.

Schlußbemerkungen

Bleibt die angenehme Chronistenpflicht, den organisatorischen und gesellschaftlichen Rahmen zu erwähnen: Der Präsident des Kongresses, W. U. Dressler, und seine Assistenten hatten die gute Idee, eine professionelle Agentur zu verpflichten, die zur vollen Zufriedenheit aller arbeitete: das Tagungsbüro ließ keinen Wunsch offen, ein Postfachsystem und ein Sonderpostamt sorgten für gute Kommunikationsmöglichkeiten, eine Geldwechselstube und ein Buspendelverkehr Hofburg – Uni ersparten lästige Wege, der Reference-Raum wurde oben schon gelobt, und sogar eine Betreuung für mitreisende Kinder war organisiert. Da zeigte sich wohlthuend, daß Wien Kongresse solcher Art auszurichten gewohnt ist. Ein Kompliment also für die gute Organisation.

Gelungen auch der Begrüßungscocktail in den Arkaden der Universität, wo man die ersten Kontakte knüpfen konnte, das Kammerkonzert, der Heurigenabend, wo man sich die Linguistik „aus'm G'wandl danz'n“ konnte. Auch Gelegenheit zu einem Opernbesuch war gegeben. Am Mittwochnachmittag, wo es kein wissenschaftliches Programm gab, wurden Ausflüge in den Wienerwald bzw. ins Burgenland angeboten, und wer vom wissenschaftlichen Programm erschöpft oder überhaupt nur als Begleitperson ohne wissenschaftliche Interessen gekommen war, der hatte Gelegenheit zu Stadtrundfahrt und Spaziergang „Alt Wien“, zu Besichtigung von Musikergedenkstätten, Belvedere, Schatzkammer der Hofburg, Nationalbibliothek, Augarten-Porzellan-Manufaktur und Kunsthistorischem Museum, konnte

Tagesausflüge in die Wachau oder nach Rax machen oder eine Wiener Jause einnehmen.

Schließlich bot Wien auch dem, der außerhalb dieses Programmes auf eigene Faust herumstreifte, genug Möglichkeiten, über manche vom wissenschaftlichen Programm herrührende Frustrationen hinwegzukommen.

Dr. Joachim Ballweg, Dr. Alan Kirkness

Institut für deutsche Sprache, Friedrich-Karl-Str. 12, 6800 Mannheim